

# Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Reuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stabfächer 6 Thlr.  
mit Stabfächern 8 Thlr.

## Ein tiefer Born.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

7.

„Eine Verlobung am Aschermittwoch! Hatte sie denn so schreckliche Eile, daß man damit nicht einen Tag länger warten konnte? Oder war der Tag in irgend einer symbolischen Absicht von der phantasiereichen Frau Mama gewählt, wobei sich nur fragte, wer von den Betheiligten denn eigentlich in Sack und in Asche Buße thun sollte?“ — In der Residenz, wo man sich um die kirchliche Bedeutung der Tage nur so weit kümmert, als es unumgänglich geboten ist, war es bei der Versendung der Karten, welche die Gräfin Diana von Hohenwehr mit dem Freiherrn Kuno von Proß als verlobt meldeten, nicht aufgefallen, daß diese Verlobung, obgleich von einem frühern Datum angezeigt, doch grade am Aschermittwoch im Zellensteinschen Hause gefeiert worden war; nur Frau von Ruhl hatte diese Bemerkung im kältesten Hohne gegen ihre Nichte gemacht. Sie war, nachdem sie Irene's Schlummer in der Nacht schonungslos gestört hatte, am Morgen in gleichgiltigster Haltung mit ihr zusammen gekommen; Alles, was gestern vorgefallen, war abgemacht, sie sprach

davon, daß sie bereits die nöthigen Schritte getroffen habe, um Irene eine „Stelle“, wie sie sich ohne Rücksicht auf das Gefühl ihrer Nichte ausdrückte, zu verschaffen und ging dann sogleich auf die bewußte Verlobung über, deren Anzeige sie so eben erhalten hatte und in ihrer spottenden Weise angriff. Irene schwieg. Das Herz war ihr wie zugeschnürt; sie wünschte, daß der Tag der Trennung von der herzlosen Frau, die sie nun ebenso peinigte, wie sie einst ihr geschmeichelt hatte, erst vorüber sei — am liebsten wäre sie, Alles verlassend und vergessend, geflohen, um in weiter Ferne, wo sie Niemand kannte, einsam und still ein neues Dasein zu suchen, aber die Unmöglichkeit dieser Idee hatte sich ihr längst fühlbar gemacht und sie war darum so unglücklich, daß sie mit sich schalten lassen müsse, wie eine arme, verkaufte Sklavin.

Gegen Mittag kam Diana. Ihre Zukunft hatte nun eine feste Gestalt gewonnen, es war schon Alles bestimmt worden, wann die Vermählung, wohin und auf wie lange die Reise, und wo dann nach der Heimkehr ihre bleibende Heimath sein werde: diese letzte Nachricht, welche Kuno erst gestern mit Sicherheit zu geben vermocht, hatte sie grade in Bezug auf ihre Freundin entzückt und sie kam, ihr Alles mitzutheilen und ihre dringende Bitte, deren Erfüllung sie nun als gewiß ansah, zu wiederholen. Frau von Ruhl ließ diesmal die beiden Mädchen nicht allein. — „Es interessirt mich, das Gesicht einer glücklichen Braut zu sehen,“ sagte sie, als die junge Gräfin Hohenwehr gemeldet wurde. „Ich habe ein solches Labfal in meinem Hause

nicht mehr zu erwarten.“ Ihr Stich traf, wie immer und Irene vermochte kaum das schmerzliche Beben ihrer Lippen vor dem Eintritt Diana's zu unterdrücken. Diese hatte, als sie die Schwelle überschritt, nur Augen für sie — „ich eile zu Dir, mein geliebtes Herz,“ rief sie, die Freundin umarmend, „Du nimmst ja Antheil an meinem Glücke, als wäre es Dein eigenes und ich bringe Dir auch Grüße von Kuno, bis wir uns in feierlicher Reuerenz Deiner Gestrengen vorstellen und von ihr die Genehmigung unserer Bitte — Du weißt! erstehen werden!“

„Meinen aufrichtigen Glückwunsch, Comtesse!“ sprach Frau von Ruhl, deren kleine, graue Figur jetzt auf einmal, wie eine Spinne aus dem Winkel, zum Vorschein kam und Diana war erschrocken über sich selbst. Doch hatte sie Geistesgegenwart genug, lächelnd um Verzeihung zu bitten, daß sie beim Anblick ihrer Herzensfreundin Alles vergessen und sich nicht einmal umgeschaut habe. Sie überwand sich und küßte der alten Dame, von der sie seit gestern ein ganz anderes, nicht mehr freundliches Bild gewonnen hatte, die Hand, dankte für ihren Glückwunsch, bestellte die Empfehlung ihrer Mutter, welche ihr aufgetragen worden und machte der feinen Erziehung, für welche das Stift, in welchem sie dieselbe genossen, berühmt ist, alle Ehre. Frau von Ruhl konnte nicht anders, als mit ihr zufrieden sein; sie begriff, daß Diana Ireneu vorgezogen werden müsse.

„Darf ich nun fragen, welchen Wunsch Sie mir aussprechen wollen, da ich doch unwillkürlich so eben davon schon ein Wörtchen fallen hörte?“ Ihre Freundlichkeit gegen Diana hatte einen so aufrichtigen Ausdruck gewonnen, daß er einen schroffen Gegensatz zu ihrem Benehmen, wie es ihre Richte kürzlich erfahren, bildete.

„Ich lege meine Bitte Ihnen an das Herz,“ erwiderte die Braut. „Von Ihnen allein ist die Erfüllung meines heißesten Wunsches abhängig! Ich weiß sehr wohl, daß ich ein großes Opfer von Ihnen erbitte, aber bei der Liebe, welche Sie für Irene bewiesen haben, wird es Ihnen nicht zu schwer fallen.“

„Sie können mich durch eine so feierliche Beschreibung erschrecken!“ sagte Frau von Ruhl lächelnd. „Welches Opfer sinnen Sie mir denn an?“

„Irene mir zu schenken! Ich habe schon vergebens mit ihr davon gesprochen, sie will davon nichts hören, sie kennt ihre Pflicht und weiß, was sie Ihnen zu danken hat —“

„Verstehe ich Sie recht?“ fragte die Ruhl und das Lächeln in ihren Zügen nahm eine wahrhaft dä-

monische Ironie an. „Sie wünschen, daß Irene zu Ihnen kommen soll, hoffentlich doch erst nach den Flitterwochen und nur auf eine kurze Zeit?“

„Wenn wir unsere bleibende Heimath bezogen haben, welche für Ireneu eine besonders liebe sein wird — — dann aber, gnädige Frau, wenn sie uns freundlich sein wollen und es über sich vermögen, sich ganz von Irene zu trennen —“

„Eine förmliche Uebersiedelung?“ rief die Ruhl, indem sie einen Blick des lachendsten Hohnes auf Irene warf, die, in sichtliche Bestürzung gerathen, schon versucht hatte, Einspruch zu thun. „Ei, das würde ja für meine Richte ein namenloses Glück sein! Glauben Sie nicht, daß mir das Opfer zu schwer fällt!“

„Nein, Tante Ruhl!“ rief jetzt Irene, mit einer bittenden Geberde gegen Diana. „Sie haben schon anders über mich beschloffen und es führt nicht zum Glück, wenn gefaßte Entschlüsse wieder aufgegeben werden —“

„Das ist Aberglauben, liebes Kind,“ unterbrach sie die Tante. „Wenn sich Besseres zeigt, darf man auf seinem ersten Plane nicht eigensinnig verharren. Ich gebe aus vollem Herzen meine Zustimmung, liebe Comtesse, und da Sie vorerst doch einige Zeit, wie ich mir denken kann, abwesend sein werden, so kann ich auch mein Versprechen, das ich anderwärts schon gegeben habe, für diese Zeit halten. Ich habe nämlich einer achtungswerthen Dame versprochen, daß Irene sie im Frühlinge auf einer längern Reise, die sich vielleicht über den ganzen Sommer und Herbst hinausziehen wird, begleitet. Wenn Sie dann mit Ihrem Herrn Gemahl zurückkehren — nun, liebe Comtesse, warum werden Sie roth? es wird doch aus jedem Bräutigam ein Gemahl! — wenn Sie sich dann eingerichtet haben, soll Irene Ihr Glück mit eigenen Augen sehen und bei Ihnen bleiben, so lange Sie wünschen!“

Diana dankte der Tante mit feurigen Worten und wandte sich hocheifrig, daß ihre Bitte eine so leichte Gewährung gefunden hatte, zu der Freundin, deren räthselhaftes Benehmen sie jetzt erst mit Staunen und Besorgniß bemerkte. Irene's Augen standen voll Thränen, in ihren Zügen malte sich eine Bewegung, die man eher Bestürzung und Angst hätte nennen können, als Freude über die Entscheidung der Tante. Hatte sie denn nicht selbst über deren unfreundliche Behandlung geklagt? War es ihr denn nicht lieb, zu ihrer Diana zu kommen? Irene mußte diese Fragen in ihren Augen lesen, denn sie sagte hastig, mit sichtbarer

Anstrengung, jene verrätherischen Zeichen zu unterdrücken: „So gütig bist Du, meine Diana! Und die Tante so besorgt für mein Glück und meinen Frieden! — Doch ist die Zeit noch lang — ehe sich Alles erfüllen wird — und es kann sich soviel bis dahin ändern!“

„Wie, meine geliebte Irene! Hast Du mir Dein Herz entzogen?“ rief Diana. „Wird es Dich auch nicht ein wenig zu uns locken, wenn ich Dir sage, wo wir künftig unsere Heimath haben werden? In Lauensee!“

„Irene wiederholte überrascht den Namen: es war das Gut, das einst ihr Vater besessen, wo sie die glücklichsten Tage ihrer Kindheit, an welche sie stets mit einer Art von Heimweh dachte, verlegt hatte, das schöne Besitzthum, das nach dem Tode ihres Vaters, wo Alles, was bisher künstlich vor der Welt aufrecht erhalten worden, zusammenbrach, dem hinterlassenen Kinde verloren gegangen war! Auch Frau von Ruhl blickte betroffen auf, sie schien aber von dem leicht zu errathenden Zusammenhange der Nachricht unangenehm berührt zu sein.

„Runo hat Lauensee gekauft — erst gestern hat er von dem Abschlusse Nachricht erhalten,“ berichtete Diana. „Du hast mir soviel von Lauensee erzählt, Deine Seele hängt ja mit den süßesten Erinnerungen daran — nun kannst Du wieder dort wohnen, all die lieben Stätten wiedersehen und täglich genießen, lockt es Dich nicht, wenn Dein Herz auch für mich erkaltet ist?“

„Welch' ungerechter Vorwurf!“ rief Irene, indem sie, die Gegenwart der Tante nicht achtend, der Freundin Hand ergriff und an ihr Herz drückte. Meine Liebe zu Dir kann nur im Tode erkalten! Dann vielleicht erst wirst Du es ganz erkennen! Gib keinem Mißtrauen Raum — laß uns Deinen schönen Plan — bis die Zeit kommen wird, in Hoffnung bewahren: daß Du mich bei Dir haben willst, macht mich so glücklich!“

„Sie haben mein Wort, das Uebrige wird sich finden!“ unterbrach die Tante die schwärmerischen Ergüsse der beiden Schulfreundinnen, welche ihr zu überschwenglich waren. — „Sagen Sie mir aber, wie hat sich denn der Ankauf des Barons so plötzlich gemacht? Ich weiß doch, daß Lauensee nicht käuflich war und daß gar noch ein alter Prozeß darüber schwebte? Hat Ihnen der Baron darüber nichts gesagt?“

Das junge Mädchen verneinte die Frage und setzte hinzu, daß sie von Geschäften nichts verstehe und auch

nichts davon hören wolle. Frau von Ruhl hatte sie scharf in das Auge gefaßt, in ihren unschuldigen Zügen aber die Wahrheit ihrer Antwort erkannt; sie selbst hatte alle Mühe, die Unruhe, in welche sie die Nachricht gesetzt hatte, zu verbergen und es gelang ihr, der weitem Unterhaltung ein früheres Ende zu machen, als es in den Wünschen der Freundinnen lag, die so gern allein geblieben wären und sich ausgesprochen hätten — wenn schon in sehr verschiedenem Sinne. Das war aber jetzt unmöglich, die Tante wich nicht von ihrem Plaze und Diana in ihrer wachsenden Ungeduld nahm endlich Abschied, indem sie Irene einlud, sie recht bald zu besuchen.

„Runo freut sich auch, Dich wieder zu sehen,“ sagte sie ahnungslos, welchen Eindruck diese ihre Worte machen würden. „Es hatte ihm damals fast das Herz abgedrückt,“ setzte sie lächelnd hinzu, „daß er vor Dir sein Geheimniß, welches Dich doch meinetwillen so nahe anging, bewahren mußte! — Sie erlauben es doch, daß Irene uns den morgenden Abend schenkt?“ wandte sie sich an Frau von Ruhl. „Meine Mutter bittet auch darum. Runo muß übermorgen abreisen, ihn rufen Geschäfte, die sich nicht aufschieben lassen, nach Lauensee — wir aber bleiben noch länger hier: meine Mutter hatte hier noch so viel zu ordnen, was nur durch ihre Anwesenheit möglich ist. Sie erlauben es also, daß Irene kommt?“

„Wie sollte ich ihr wehren, sich an ihrem Glücke zu weiden?“ erwiderte Frau von Ruhl, und Irene fühlte bis in ihr zuckendes Herz hinein, was diese Worte für sie selbst enthielten; aber sie mußte ihr Gefühl verbergen und die Gräfin schied mit einer Zusage, welche Irene fest entschlossen war, nicht zu halten. Unmittelbar darauf verließ auch die Tante das Zimmer, ohne mit ihrer Nichte noch ein Wort zu wechseln. Sie war von der Nachricht, daß Lauensee, das frühere Besitzthum ihres Schwagers, verkauft worden war, in große Unruhe versetzt und schrieb sogleich deshalb an ihren Sachwalter mit der Bitte zu ihr zu kommen und sie über den Zusammenhang aufzuklären. Für sie hing zuviel davon ab.

Auf der Straße begegnete Diana dem Prinzen Egon, welcher sich erlaubte, sie anzusprechen und ihr hier seinen Glückwunsch zu bringen: er war nicht gewohnt, seinen augenblicklichen Anwandlungen die geringste Fessel anzulegen. — „Ich wollte persönlich Ihrer Frau Mutter und Ihnen meinen Antheil aussprechen,“ sagte er, „aber ich habe wieder das Unglück gehabt, Ihre Frau Mama nicht zu Hause zu treffen.“

In dem Aufblick der jungen Dame hätte er einen Zweifel finden können, aber es war doch nicht möglich, sie länger aufzuhalten und er bat sie jetzt, ihm seine Dreistigkeit zu verzeihen und ihrer Mutter seinen Glückwunsch zu Füßen zu legen. Diana, sonst allen Menschen freundlich, hatte gegen Egon, sie wußte selbst nicht warum, eine unwillkürliche Abneigung; sie dankte ihm flüchtig und ganz gegen ihre Weise, kalt und eilte weiter; die beiden Diener, beide bei ihrer Herrschaft ergraut, wechselten an einander vorüberschreitend, einen Blick wie alte Bekannte. Das waren sie auch von der Zeit her, als sich das Verhältniß zwischen dem Fürsten und der Gräfin Hohenwehr entsponnen hatte und Frieder lehrte sich noch einmal nach dem Andern um, der es gleichfalls that: er machte ihm mit der Hand ein Zeichen, als habe er ihm was mitzutheilen, und Irene sah ihm verwundert nach, da sich beide doch hier nicht aufhalten konnten. Der Prinz, nach seiner Wohnung gekommen, gab augenblicklich Befehl zur Abfahrt nach Rhanna. Die Abweisung, die er so eben erfahren hatte, denn er war keinen Moment zweifelhaft, daß die Gräfin zu Hause gewesen sei, schien ihm durch sein verletztes Selbstgefühl Kraft gegeben zu haben, sich männlich von dem entnervenden Zauber, der ihn umstrickt hielt, loszureißen. Noch war es Zeit, noch war er dem Fluche der Lächerlichkeit nicht unrettbar verfallen, dem einzigen Makel vor den Augen der Welt, den er scheute! Er wollte gar nicht mehr nach der Stadt zurückkehren, sondern von Rhanna alsbald nach seiner Station abreisen, um sich in dem lustigen, kameradschaftlichen Leben und der Geselligkeit einiger magyarischen Häuser, die sich den kaiserlichen Offizieren noch nicht verschlossen hatten, von seiner Schwäche zu heilen. Aber dieser Entschluß brach in Trümmer, als er kaum eine Stunde der Einsamkeit in seinem stillen Hause verlebt hatte, denn vor dem Schreibtische seines Vaters sitzend und nochmals denselben durchwühlend, war plötzlich dennoch eine geheime Feder aufgesprungen, die er bis jetzt nicht bemerkt hatte: ein verborgenes kleines Fach, ein Bild darin — es war das Bild der Gräfin, nur viel jünger, wahrscheinlich, nach dem veralteten Costüme zu urtheilen, noch in ihren Mädchenjahren gemalt, aber meisterhaft und von einem Liebreiz, daß Egon einen Moment starr vor seinem Funde saß ehe er ihn an sich riß, an sein Herz, an seine Lippen preßte. Die Wogen der Leidenschaft, die sich nur trügerisch geebnet hatten, brausten wieder hoch empor und schlugen über seinem Haupte zusammen. Wie konnte er hier kalt entsagen wollen! Er gab den Gedanken

auf, den er kaum gefaßt hatte; sein ganzes Sinnen war nur darauf gerichtet, wie er sich Bahn zu ihr brechen, wie er den Schatten seines Vaters, der zwischen ihm und namenloser Seligkeit stand, beschwören und verbannen sollte — die wildesten Entwürfe, welche selbst vor einem Verbrechen nicht zurückbebt, durchkreuzten seine Seele. Spät in der Nacht war es und todtensstill Alles im Hause, als er noch immer ruhelos, nachdem er eine Weile im Zimmer auf und abgestürmt war, in seinem Lehnstuhl saß und das himmlische Bild, dessen Anblick ihn wieder in die Brandung, der er kaum entronnen schien, zurückgestürzt hatte, mit trunkenem Auge betrachtete. Wie war sein Vater in den Besitz dieses Kleinodes gekommen? War es denkbar, daß sie ihm das Bild als ein Pfand ihrer Liebe geschenkt hatte, war überhaupt eine Liebe von ihrer Seite zu dem Greise denkbar? Das Bild war einfach gefaßt, nicht einmal in Gold, sondern in einem altfränkischen Rahmen von Elfenbein — er wandte es um und erkannte jetzt erst die eingegrabenen Ziffern auf der Rückseite: „4. Mai 1812“. Betroffen las Egon diese Inschrift. Was bedeutete sie, fünfzig Jahre alt? In welcher Beziehung stand sie zu der Gräfin, welche damals noch nicht geboren sein konnte? Er sprang auf: der Wink war ihm gegeben, wie er sich wieder Zutritt, an dem er fast verzweifelt, gewinnen mußte und nach kurzem Besinnen schrieb er gleich nieder, was ihm der aufregende Moment zu einem Billet an die Gräfin eingab. Mußte er es auch am andern Morgen, als unmöglich abzusenden, wieder zerreißen, so enthielt es doch den Gedanken, den er in schickliche Form kleiden konnte und der ihm wie ein Talisman das eiserne Thor, das ihm den Zugang wehrte, aufsprengen mußte. Diese Hoffnung ließ ihm keine Ruhe, so daß er gegen seine Gewohnheit in aller Morgenfrühe schon aufstand, wüßte im Kopf und ermattet, wie nach einer durchschwärmten Nacht. Er mußte Licht anzünden, was er bis jetzt im Winter nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten gethan hatte. In der ganzen Villa herrschte noch das tiefste Schweigen. Egon las, was er gestern geschrieben hatte und erschrak über sich selbst, diese Sprache mußte sie verlegen, er schrieb sogleich ein neues Billet in gemäßigtern Ausdrücken, welches um die Erlaubniß bat, der Gräfin einen sie betreffenden wichtigen Fund, den er unter den Papieren seines Vaters gemacht, überreichen zu dürfen. Sie konnte freilich fragen, warum er ihn nicht gleich mitsende, aber die Antwort darauf konnte ihr ja nicht mehr zweifelhaft sein, sie wußte längst, was er für sie fühlte. Eine andere Frage trat

unplötzlich an ihn selbst heran und trieb ihm das Blut in das Gesicht, da er sie bisher vermieden hatte — war es denn wirklich und ehrlich seine Absicht, als gewissenhafter Erbe seines Vaters auch in dessen Verlobung einzutreten und die Gräfin zu heirathen? Er sprang ungestüm auf, ergriff das Licht und verließ sein Zimmer, als wolle er der Antwort entgehen. Noch regte sich nichts in der Villa, er mußte seinen Zügel wecken und folgte dem plötzlichen Einfall, das selbst zu thun, statt zu klingeln: wollte er sich dadurch der strengen Frage entziehen, die ihn tief beschämte? Die Stube des alten Frieder, unweit seines eigenen Kabinetts war unverschlossen, der Prinz öffnete sie und trat mit hochgehobenem Lichte hinein. Sogleich fuhr der Alte in seinem Bette empor — „Durchlaucht!“ rief er erschrocken. Der Prinz befahl ihm, sich sobald als möglich zu einer Sendung nach der Stadt bereit zu machen, er solle fahren und auch den Kutscher wecken, der wahrscheinlich, wie Alle, noch schlafe —

„Was hast Du da?“ unterbrach er seine Rede, indem er rasch an den Tisch trat. Ein Kästchen war es von dunklem Saffian mit Bronze beschlagen, mit dem Namenszuge seines Vaters unter der Fürstenkrone geziert — es war halb mit einem Tuche bedeckt, aber grade der Namenszug war im Lichtschimmer blinkend dem Prinzen in das Auge gefallen, und er hob jetzt das Kästchen auf, das er noch nie gesehen hatte. „Wie kommt das hieher?“ rief er mit Unwillen, denn der Gedanke an eine Veruntreuung lag so nah, daß er im ersten Moment jeden andern verdrängte.

Der alte Frieder war ganz außer Fassung gerathen, er stammelte einige unzusammenhängende Worte und machte nur hastig Anstalt als wolle er in Gegenwart des Prinzen sein Bett verlassen. Dieser jedoch lehnte sich schon nach der Thür — „Du wirst mir darüber eine Aufklärung geben, beeile Dich!“ sagte er, denn ihm war schon eingekommen, daß er dem Alten wohl Unrecht gethan habe, daß es vielleicht ein Geschenk sein könne und jedenfalls Frieder keines schlimmen Vorgehens gegen die Treue fähig sei. Das Kästchen nahm er jedoch, ohne ein Wort zu sagen, mit.

„Durchlaucht, es ist mir anvertraut!“ rief ihm der alte Diener nach, die Hände gegen ihn ausstreckend. „Ich habe heilig geschworen, es nie in andere Hände zu geben.“

Egon wandte sich schnell um. — „Gehört es Dir? Was enthält es?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht, es gehört nicht mir, ich habe nur Befehl erhalten, es an den richtigen Ort abzu-

geben, den mein hochseliger Herr mir gesagt hat! Fragen mich Durchlaucht nicht weiter danach — ich habe Alles heilig versprochen, Sie werden nicht fordern, daß ich das Wort brechen soll, das ich Ihrem Herrn Vater gegeben habe!“

Durch Egon's Seele flammte es, wie ein Blitz, der ihm dies seltsame Geheimniß erhellte. Was konnte dies Kästchen, das so leicht war, enthalten als die Papiere, die Briefe und Schriften seines Vaters, und wenn der Wille des Verstorbenen sie ihm vorenthalten hatte, wem anders konnten sie zugedacht sein, als der Braut, die er hinterließ? Hier waren die wichtigsten Aufschlüsse in seiner Hand und er sollte sie hingeben, wo sie für ihn dann vielleicht auf immer verloren waren? Eine dunkle Hoffnung sagte ihm, daß er hier einen viel stärkeren Talisman, als in dem Bilde gefunden habe; es konnte nicht Zufall, es mußte Bestimmung sein, daß Alles wie auf einen Schlag zusammenfiel und er widerstand der brennenden Versuchung des Augenblicks nicht.

„Du sollst Dein Wort nicht brechen!“ sagte er zu dem alten Diener, der nun wirklich aus dem Bette gesprungen war und schnell seinen Mantel übergeworfen hatte. „Ich frage Dich nicht weiter und Du hast das Pfand in keine andern Hände gegeben. Wird es Dir genommen, was kannst Du dafür? — Zurück! Was erfrecht Er sich?“ donnerte er den Greis heftig an, als dieser mit einem Wort ängstlicher Bitte die Hand nach dem Kästchen ausstreckte, als wolle er dasselbe seinem jungen Herrn entreißen. „Ich behalte das, verstanden? Hast Du selbst irgend einen Antheil oder enthält es etwas für Dich, so sollst Du befriedigt werden! Kein Wort mehr!“ Er verließ die Stube, ohne auf die erneuten Bitten und Vorstellungen des Alten, der ganz außer sich war, zu achten. „In einer halben Stunde hole Dir Deine Abfertigung.“

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

(Ein amerikanisches Original.) Man darf nicht glauben, daß England oder vielmehr die Engländer allein das Privilegium der Sonderbarkeit besitzen, unter den nüchternen Yankee's giebt es ebenfalls Leute genug, die ganz absonderliche Einfälle haben. So starb kürzlich in Philadelphia eine alte, ungeheuer reiche Dame, welche keine gesetzlichen Erben hinterließ. Man

erzählte sich, nicht bloß heimlich, sondern sehr laut, daß sie früher einen sehr leichtfertigen Lebenswandel geführt haben solle, und so mochte die gute Dame fürchten, daß man in ihrer Vaterstadt ihr Andenken nicht besonders ehren und ihr kein großes Trauergeleite geben würde. Deshalb hatte sie ganz eigenthümliche Bestimmungen hinsichtlich ihrer Beerdigung getroffen. Sie hatte in ihrem Testamente verfügt, daß ihr Leichnam zweihundert Meilen weit von der Stadt, wo sie gestorben, forttransportirt und begraben werden solle und zwar dürfe dies nicht mittelst der Eisenbahn geschehen, sondern auf einem Leichenwagen, dem eine Menge anderer Wagen mit armen Frauen folgen sollten, während arme Männer mit angezündeten Fackeln den Wagen geleiten müßten. Man dürfe an einem Tage nicht weiter als zwanzig Kilometer gelangen und müsse an jeder Station einen Trauergottesdienst abhalten, worauf das ganze Trauergeleite gespeist wird.

Für dieses Begräbniß ist die Summe von 80,000 Thalern ausgesetzt; zwölf Wagen und zweihundert Arme sollen den Zug geleiten; von den letzteren erhält jeder täglich außer der Verköstigung noch einen Lohn von 1 Thaler 10 Ngr. Außerdem hat die Verstorbene noch die sonderbare Bestimmung in ihrem Testament getroffen, daß sie allen ihren Diensthoten, deren sie eine ziemliche Menge besaß, bedeutende Pensionen hinterläßt, die sie jedoch nur unter der Bedingung erhalten sollen, daß jeder derselben in eine andere entfernte Stadt zieht, doch so, daß jeder von dem andern mindestens 60 Meilen entfernt lebt, damit, wie sie in ihrem Testamente sich ausdrückt, sie nicht nach ihrem Tode mit einander von ihr sprechen und Uebles von ihr reden könnten. —

(Ein wohlangebrachter Ungehorsam.) Marie S., ein junges Mädchen in Paris, welche sehr frühzeitig schon Waise geworden war, hatte es durch ihr gutes Betragen und ihre große Geschicklichkeit im Kleiderverfertigen so weit gebracht, sich eine solide Kundschaft und eine unabhängige Stellung zu verschaffen. Sie arbeitete selbst mit unermüdblichem Fleiß und beschäftigte noch mehrere andere junge Mädchen, ihr Geschäft ging vorwärts und sie sah mit hoffnungsvollem Muthe in die Zukunft, welche ihr ein freundliches Loos zu versprechen schien. In einem der großen Läden, wo sie ihre Stoffe zu entnehmen pflegte, machte sie die Bekanntschaft eines der ersten Commis, Namens Eugen D., der einen ziemlich bedeutenden Gehalt erhielt und die Aussicht hatte, in nicht zu fernrer Zeit ein eigenes Geschäft begründen zu können, da sein Vater ein wohlhabender Kaufmann in einer Provinzialstadt war. Eugen fand Gelegenheit, dem jungen Mädchen, die ihm wegen ihres ansprechenden Aeußeren wie durch ihr bescheidenes und doch würdevolles Wesen immer mehr und mehr gefiel, einige kleine Gefälligkeiten zu erweisen; auf diesem Wege wurden sie mit einander bekannt, gewannen sich lieb und gedachten sich zu heirathen, sobald Eugen selbstständig geworden sein würde.

Vor wenigen Tagen kam nun Marie wieder einmal in das Geschäft, wo ihr Geliebter angestellt war, allein sie sah ihn nicht; sie kehrte am selben Tage noch zwei bis drei Mal dahin zurück,

allein vergeblich — Eugen war nicht da. Sie begann, sich über diese Abwesenheit zu beunruhigen, als sie durch die Post einen Brief von Eugen erhielt, der sie wie ein Donnererschlag aus heiterem Himmel traf. Er schrieb ihr, daß sein Vater nach Paris gekommen sei, um ihn mit nach Hause zu nehmen, damit er die Tochter eines Freundes heirathen solle, welche Partie er schon längst für ihn bestimmt habe. Alle Erklärungen des Sohnes, daß er sein Herz bereits verheiratet, vermöchten nichts über den Vater, der diese Liebe als eine bloße Kinderei betrachte. Nachdem er nun gesehen, daß alle Reden und Bitten den Vater unbeugsam ließen, der ihn nur an seinen schuldigen Gehorsam mahne, könne er nicht anders, als sich dem Willen des Vaters zu beugen, und müsse am folgenden Tage mit blutendem Herzen seinen Vater begleiten, obwohl er überzeugt sei, daß er einem lebenslänglichen Unglück entgegengehe, da er niemals eine Andere geliebt habe noch lieben werde als seine Marie.

Die Verzweiflung des jungen Mädchens bei Empfang dieser Nachricht war so groß, daß sie den Entschluß faßte, ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie schickte gegen Abend ihre Arbeiterinnen ungewöhnlich zeitig nach Hause, schrieb einen Abschiedsbrief voll inniger Liebesworte an Eugen und übergab diesen Brief ihrer Wärterin, indem sie ihr dringend anempfahl, denselben erst nächsten Morgen an die bezeichnete Adresse abzugeben. Die Frau begab sich nach Hause und als sie in ihre Wohnung kam, erhielt sie noch von Jemand einen Auftrag, den sie sofort auf dem Boulevard Sebastopol ausrichten sollte. Nachdem sie die Adresse von Mariens Brief betrachtet, sah sie, daß sie denselben in einem Hotel an demselben Boulevard abgeben müsse und glaubte, es würde wohl nicht so viel darauf ankommen, wenn sie ihn etwas eher besorge, als man ihr gesagt, und sich auf diese Weise den weiten Weg einmal ersparen könne. Sie machte sich also auf den Weg und wendete sich an den Portier des Hotels, welcher ihr sagte, Herr Eugen D. nebst seinem Vater seien zugegen und wenn der Brief von Wichtigkeit sei, thäte sie wohl, ihn sogleich hinauszutragen, da die Herren am andern Morgen fortreisen wollten und sie vielleicht eine Antwort erhalten würde.

Sie befolgte diesen Rath und fand die beiden Herren mit dem Einpacken ihrer Sachen beschäftigt. Eugen, dem sie den Brief übergab, hatte kaum einen Blick hineingeworfen, als er ihn fallen ließ und ganz außer sich vor Verzweiflung halb bewußtlos in seinen Stuhl zurücksank. Sein Vater hob das Schreiben auf und las es; augenblicklich eilte er dann zur Thür hinaus, nahm einen Wagen und fuhr, nachdem er von der Frau Mariens Adresse erfahren, in deren Wohnung. Nachdem er hier vergebens geklingelt und an die Thür gepocht hatte, erbrach er die Thür mit Hilfe einiger Nachbarn und fand das junge Mädchen in vollem Anzuge auf ihrem Bett hingestreckt, neben welchem eine Kohlenpfanne voll Kohlen brannte. Sie war noch nicht todt, sondern hatte in Folge des Kohlendampfes nur erst das Bewußtsein verloren, so daß sie nach Anwendung einiger Mittel wieder zur Besinnung gelangte. Eugens Vater war am allereifrigsten um sie beschäftigt und betrachtete sie fortwährend

voll innigen Mitleids, indem er vor sich hin mormelte: „Armes Kind, wie sie ihn lieben muß!“

Er bestellte eine Wärrerin, welche die Nacht über bei Marien blieb, eilte dann wieder in's Hotel, wo sein Sohn in Todesangst auf ihn wartete, mit dem festen Entschluß, wenn er vernähme, daß Marie schon todt sei, sich ebenfalls das Leben zu nehmen. Als er den Vater in so gerührter Stimmung aufkommen sah und die gute Nachricht vernahm, wagte er einen letzten Sturm auf das väterliche Herz, erzählte von Marien, von ihrer beiderseitigen Liebe, ihren Plänen und Hoffnungen — kurz, das Ende von der Sache war, daß der Papa am nächsten Morgen wieder zu dem jungen Mädchen ging, eine lange Zeit mit ihr allein sprach, dann seinen außen harrenden Sohn hereinrief und Beider Hände in einander legte, wie ein guter Vater im Theater. —

(Tugendpreise.) Eine junge Dame aus Cincinnati hat einige sehr hübsche Neujahrs Geschenke an Mitglieder der Potomac-Armee geschickt. Diese Geschenke bestanden aus drei sehr schön gearbeiteten Tabaksbeuteln, von der eigenen weißen Hand der Geberin gefertigt, von denen der eine für den General Meade bestimmt war, während die beiden anderen nach dem Ermessen des Obercommandanten an zwei Generale vertheilt werden sollten, der eine an den, welcher keine geistigen Getränke zu sich nähme, der andere an den, welcher niemals suchte. Der Preis der Mäßigkeit ist nun dem General Williams zugesallen, dem Befehlshaber des Generalstabes von General Meade und der Preis für die gemäßigte Sprache dem General Hunter. Man kann sich jedoch leicht vorstellen, wie die Offiziere, besonders die, welche Nichts bekommen hatten, über diese Tugendpreise in Gestalt von Tabaksbeuteln gelacht und gespottet haben.

(Eine Matratze von Tabak.) Ein Hamburger Bürger, welcher jetzt österreichisches Militär als Einquartirung hatte, bot einem der Soldaten, einem braven Kroaten, der sich nur spärlich im Deutschen auszudrücken vermochte, eine Cigarre an, die derselbe mit vielen Dantesäußerungen nahm.

„Ach, Herr,“ sagte der Soldat, „Sie sind wirklich zu gut gegen mich; nicht bloß, daß Sie mich auf einer Matratze von ausgezeichnetem Tabak schlafen lassen, nun geben Sie mir gar noch eine Cigarre.“

„Wie so denn, eine Matratze von Tabak?“

„Ja wohl, Herr, es ist ein kleines Loch darin, damit ich mir welchen herausnehmen und in meine Pfeife stopfen kann — und er schmeckt mir wirklich ganz ausgezeichnet.“

Der Hamburger traute seinen Ohren nicht — eine Matratze von Tabak! Er ging sofort, die Sache zu untersuchen und machte die Entdeckung, daß der berühmte Tabak in der Matratze ganz einfach aus Seegras bestand, welches allerdings eine entfernte Aehnlichkeit mit Tabak im Aussehen hat. Der treuherzige Kroat hatte große Sorge, daß man ihm die kostbare Matratze wegnehmen würde, aber sein Wirth gab ihm die volle Erlaubniß, soviel von dem darin enthaltenen Tabak zu rauchen, als er Lust habe. —

(Eine kostbare Jagdbeute.) Bei einer unlängst von Jagdliebhabern in der Gegend von Bremerhafen veranstalteten Treibjagd waren so wenig Hasen auszureiben gewesen, daß die meisten Jäger mit leerer Jagdtasche heimzukehren genöthigt waren. Dies thun aber bekanntlich die Herren gar sehr ungern, da sie dann besürchten müssen, daß ihre Frauen sie auslachen und auch ausschelten, wie sie so viel Geld und Zeit hinauswerfen können, ohne nur irgend eine Beute mit heimzubringen. Da aber nun einmal kein Hase zu erlangen gewesen, so entschloß man sich zu dem in solchen Fällen oft angewendeten einfachen Mittel, einen Hasen zu kaufen. Leider war aber im Dorfe augenblicklich nur ein einziger kleiner Hase vorhanden, den der Bauer, welcher ihn geschossen, ganz gern für 20 Groschen hergegeben haben würde, hätte man ihm nicht mit Gewalt mehr Geld dafür ausgebrungen. Alle die Herren Jäger wollten nämlich gern den Hasen haben, und so wurde er denn versteigert; man trieb das Hässchen immer höher hinauf, indem man 3, 5, 10, 15, 20 Thaler dafür bot, aber damit war es noch nicht genug. Einer der Jäger erstand ihn endlich für 26 Thaler und dann eilte der Waidmann mit seiner „aufgetriebenen“ kostbaren Beute glücklich nach Hause. Seine Frau Gemahlin war den anderen Tag sehr guter Laune, da sie einen Braten auf dem Tische hatte, der zwar nur klein war, aber desto besser schmeckte, da er ja weiter nichts gekostet habe als einen Schuß Pulver und etwas Blei. Am vergnügtesten war aber doch der Bauer, der sich über seine 26 Thaler nicht wenig freute und das Geschäft ganz rentabel fand. —

(Rossini in Paris.) Der alte Meister liebt, wie alle genialen Menschen, einen guten Spaß. Borige Woche stellt sich zu seiner Soirée einer seiner Freunde bei ihm ein, der, an demselben Abend zu einem Maskenballe eingeladen, bereits maskirt ist und von Rossini nicht erkannt wird. Rossini, erstaunt, eine uneingeladene Person zu sehen, fragt: „Wer sind Sie, mein Herr?“

„Ich bin Wolfgang Mozart!“ erwiderte der Andere.

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie, großer Mozart, in Paris sind,“ rief Rossini, der seinen Freund an der Sprache erkannte, „so würde ich Ihren Besuch nicht abgewartet haben, sondern zu Ihnen geeilt sein, um dem größten aller Meister meine Huldigung darzubringen!“

Die Einwohner seiner Vaterstadt Pesaro sind eben im Begriffe, ihm ein Monument zu errichten. Dasselbe besteht in einer prächtigen Bronze-Statue Rossini's von Marochetti. Sie wird auf dem Platze vor dem Bahnhofe aufgestellt werden, der den Namen „Piazza Rossini“ erhalten soll. Rossini, der dies alles durch seinen Landsmann, den Grafen Petticari, erfuhr, hat an denselben ein Schreiben gerichtet, in welchem er sein Bedauern ausdrückt, bisher noch nichts für seine Vaterstadt gethan zu haben; seine Mitbürger würden aber bei der Eröffnung seines Testaments sehen, daß er sie nicht vergessen.

Rossini hat sich über die Welt nicht zu beklagen. Kein Künstler hat bei seinen Lebzeiten mehr Anerkennung gefunden, als er. Im Pariser italienischen Theater ist seine Bildsäule

aufgestellt und eine Straße in der Nähe der großen Oper trägt bereits seit einer langen Reihe von Jahren seinen Namen. In seinem eigenen Hause aber wird wahrhafter Götzendienst mit ihm getrieben. Wer bei ihm eingeführt wird, bringt ein Weihrauchgefäß mit und schwingt es ihm um das glorreiche Haupt. Er scheint jedoch auf diese Huldigungen nicht mehr Werth zu legen als sie verdienen. Zuweilen wird ihm sogar seine Unsterblichkeit sehr unbequem, und er schenkt nur wenig Aufmerksamkeit den Anbetern und Anbetenden, die sich in seine Salons drängen, um ihm eine abgedroschene Phrase zu sagen und ihm sein photographirtes Bild mit einem Autographon darunter abzubetteln. Rossini, der nicht leicht giebt, giebt nichts leichter, als sein photographirtes Conterfei, und er begleitet diese Gabe mit einem geschriebenen Complimente an den Beschenkten. Den unbedeutendsten Claviertrommler erklärt er für einen großen Meister, den mittelmäßigen Sänger für ein Genie, und gilt es einer Dame, so wird die Bewunderung auf der photographirten Karte noch heißer ausgedrückt. Wer weiß, wie viele solcher Bilder in Europa herumspedirt werden! Rossini macht sich nicht nur über Andere, sondern auch über sich selbst lustig. Vor einigen Tagen zeichnete der cygne de Pesaro ein Einladungsschreiben: „Gioachino Rossini, singe de Pesaro.“

(Eine theure Stadt.) Der Aufenthalt in Mexiko gilt mit vollem Recht für einen der kostspieligsten auf der ganzen Erde. Ein Rock von mittelfeinem Tuche wird mit 45, ein Frack mit 55 bis 60, ein Paar neue Stiefeln mit 8 bis 12 Thaler bezahlt. Die Preise der Tapezierer, Sattler, Buchbinder &c. sind außerordentlich hoch, aber vor allem fast unerschwinglich die Rechnungen für ärztliche Behandlung. Die Forderungen der Ärzte in Mexiko grenzen an das Unglaubliche. Ein Besuch zur Nachtzeit in der Umgegend der Stadt wird zu hundert und mehr Thalern berechnet. Ein Arzt, der vor zehn Jahren in der Stadt ankam ohne einen Heller Vermögen, besitzt bereits über 100,000 Thaler, die er bloß durch seine Praxis erworben hat. Uebrigens ist auch der Mexitaner leichtsinnig, verschwenderisch und kennt den Werth des Geldes nicht, das ihm weniger Bedürfniß zum Leben als zum Prunke ist. Tausende, die ein großes Vermögen verloren haben, gehen mit lässiger Gleichgültigkeit und mit der trefflichsten Laune in schlechtem Anzuge einher und leben von der einfachsten Speise, während sie früher das Gold mit vollen Händen austrenten. Sie verpielen auch mit fast unbegreiflicher Gemüthsruhe große Geldsummen und Beispiele von Selbstmord nach gänzlichem Verluste des Vermögens sind vollkommen unbekannt.

(Eine Malerrechnung.) Der Decorationsmaler, Namens Jacques Caspoux, hatte im Jahre 1700 eine Klosterkirche renovirt und 78 Francs 10 Sous Brabanter Münze (ungefähr 168 Francs oder 44 Thlr. 24 Ngr. nach heutigem Münzfuß) dafür gefordert. Der Abt des Klosters hatte diese Rechnung übertrieben gefunden und verlangte, der Maler solle seine Arbeiten detaillirt aufzählen und somit seine Forderungen

im Einzelnen darthun. Diesem Verlangen entsprach Jacques Caspoux und man hat nun in den Papieren des Klosters die detaillirte Berechnung aufgefunden, welche wirklich äußerst amüßant abgefaßt ist. Sie lautet:

1) Die zehn Gebote corrigirt und frisch überstrichen . . . . .	13 Livres — Sols
2) Pontius Pilatus verschönert und ein neues Band an seine Mütze gesetzt . . . . .	4 „ 17 „
3) Dem Hahn von St. Petrus einen neuen Schwanz gemacht und seinen Kamm reparirt . . . . .	2 „ 4 „
4) Den guten Schächer wieder an's Kreuz besetzt und ihm einen neuen Finger gemacht . . . . .	1 „ 8 „
5) Den linken Flügel des Erzengels Gabriel erneuert und vergoldet . . . . .	15 „ 19 „
6) Die Magd des Hohenpriesters Kaiphas gewaschen und frisches Roth auf ihre Wangen aufgetragen . . . . .	6 „ 13 „
7) Den Himmel erneuert, zwei Sterne hinzugefügt, die Sonne frisch vergoldet und den Mond geläubert . . . . .	8 „ 15 „
8) Das Gewand des Herodes überstrichen, zwei seiner Zähne und seine Perrücke neu hergestellt . . . . .	3 „ 5 „
9) Die Leberhosen des Haman ausgebeffert und zwei Knöpfe an seine Weste gesetzt . . . . .	2 „ 5 „
10) Dem jungen Tobias, welcher mit dem Engel Gabriel reist, ein Paar neue Stiefel und einen neuen Riemen an seinen Reisejack . . . . .	2 „ 6 „
11) Die Ohren von Bileams Esel geläubert und denselben frisch beschlagen . . . . .	4 „ 7 „
12) Einen neuen Stein an Davids Schleuder gemacht, Goliath's Kopf vergrößert und seine Beine weiter zurückgestellt . . . . .	3 „ 3 „
13) Ein Paar neue Ohrgehänge für Abraham's Weib Sarah . . . . .	4 „ 1 „
14) Dem Eselskinnbaden, womit Simson die Philister erschlägt, neue Zähne eingesetzt . . . . .	1 „ 5 „
15) Die Arche Noah frisch getheert und dem Vater Noah ein Paar neue Armeel gemacht . . . . .	7 „ — „
16) Das Hemde des verlorenen Sohnes ausgebeffert, seine Schweine gewaschen und Wasser in ihre Tröge gethan . . . . .	3 „ 4 „
17) Einen neuen Henkel an den Krug der Samariterin gemacht . . . . .	1 „ 5 „
f.	Summa: 78 Livres 10 Sols